

(Nachdruck verboten.)

## Tobelvolk.

31

Eine Dorfgeschichte von Paul Jig.

„Nach' doch keine Sachen! Du wirst doch — auf einen Sprung wirst Du doch ins Rottkreuz mitkommen, oder was hast dagegen?“

„Apart nichts! Ein andermal gern, Jörg — — nur gerad' heut . . . Das viele Volk, der Lärm,“ machte Heinrich allerlei Ausflüchte. Der Gedanke, sich unter die ausgelassensten Tänzer, Kegelschieber, Säuser und Schreihälse zu setzen, mit ihnen um die Wette zu trinken, stieß ihn heftig ab. Er durfte nicht den Umgang mit den respektablen Leuten ver- scherzen.

„Vorwärts, avanti! Dein Schatz wird Dir derweilen nicht fortlaufen. „Annababele, küß' den Fuß, weil ich mit dir tanzen muß!“ Sei, ich will denn auch einmal mit einem Studierten anstoßen! Weißt noch, Du, wie wir einmal beim Küiser Meier einen ganzen Krübel Säuser ergattert und ausgetrunken haben?“

Da war Heinrich auch schon entschlossen.

„Biel Vergnügen!“ rief er noch im Abgehen, er sah nicht mehr, wie Jörg, vor den Kopf geschlagen, mit blöde suchenden Blicken auf einem Fleck verharrte, geradezu nieder- gedonnert.

„So ist das also gemeint!“ dachte der große Bursch mit dem kleinen, schießenden Süttchen, den fürchterlichen Kanonenschießel und einem vorsorglichen Dschenziemer, der bei solchen Gelegenheiten „für alle Fälle“ mitgenommen wurde. Schließlich übermannte ihn der Zorn, so daß er stante pede auf den wüsten Suff ausging wie der Stier aufs rote Tuch.

Erst als es zu spät war, merkte Heinrich den bösen Fehler, den er da gemacht hatte. In der weichen, vielleicht fruchtbaren Stimmung, die er an Jörg wahrgenommen, durfte er diesen nicht so allein ziehen lassen, wenn er ihn die trennende Kluft zwischen beiden Existenzen nicht bitter fühlen lassen wollte. O wie verschoben, bedrückend war das alles! Konnte er denn überhaupt helfen? Hatte er nicht übergenug mit sich selbst zu tun?

„Fort, nur fort! Wieder hinaus in die verdammte Welt. Es war das beste für uns alle!“ sagte sich die verzweifelte Seele. Worauf wartete er noch?

Ja nun, es gab da in der Tat noch etwas, das stärker war als diese Einsicht. Schon die freundliche Aufnahme, die er hier überall gefunden, hatte ihm gar wohl getan. Er war in dem Betreff nicht verwöhnt, die Anerkennung noch eine süße Labial für sein Herz — und wo anders sollte er sie antreffen, wenn nicht bei seinen Mitbürgern, die alle den Weg ermessen konnten, den er zurückgelegt hatte! Dem Doktor, der ihn in seinen Kreis einlud, war der Notar gefolgt, und beide hatten ihn ihrer besonderen Gunst versichert, eines Zutrunks für würdig befunden. Doch dies allein war es nicht, was ihn kannte; auch in der Fremde konnte er von nun an gute Gesellschaft finden.

Heinrich Anderegg wußte unten an der Schiffslände, wohin er jetzt seine Schritte lenkte, eine Schwelle, über der, nur für ihn sichtbar, geschrieben stand: „Gesegnet sei dein Ein- und Ausgang!“ Von dieser Schwelle sich auch nur eine Meile zu entfernen, wäre ihm unerträglich geworden als alle Unbill, deren er sich unter seinen Leuten im Tobel zu versehen hatte.

Er ging so schnell, daß sein langhaariger Wettermantel im Winde flatterte, und wer ihn sah, mußte denken, er fürchte, das Schiff zu verfehlen. In Wirklichkeit bangte ihn nur vor einer neuen Säumnis, namentlich vor einem Zusammentreffen mit der schwarzen Marei, die um diese Zeit mit dem Treustädter Zug eintreffen mußte. Nur das nicht! Ihrer hätte er sich nicht so leicht entledigen können; sie zählte schon lange darauf, mit ihrem flotten, angesehenen Wetter unter die Leute gehen zu dürfen. Zum Glück entging er dieser Gefahr, unbehelligt kam er vor dem Steinbock an. Die Gaststube war nicht überfüllt; Herr Stadler, der Wirt, ließ das laute Chilbewesen nicht aufkommen. Es wurde da weder getanz't, noch konnte man sich auf derbe Art verlustieren. Die

nachjömmerlichen Stammgäste — wohlhabende Haldensteiner, junge Treustädter, die zu Rad und Roß herüberkamen — erfreuten sich zwar der Säuserzeit auch, doch lieber ohne Brimborium, mit einer stillinniger Hingabe an den zu feiernden Gegenstand und die dazu gehörigen, von einer trefflichen Köchin bereiteten Lederbissen.

Heinrich war diesen Leuten bereits kein Fremder mehr. Wo es ihn gelüstete, Platz zu nehmen, durfte er getrost den Stuhl hinrücken. Er hatte das etwas hochgemute, aber dennoch Sympathie erweckende Auftreten eines Menschen, dem ein erster Wurf gelang: es fehlte nicht an geziener Bescheidenheit, aber das Selbstgefühl lief immer voraus. Bei all dem außerordentlichen Wohlwollen, das ihm diese Leute entgegenbrachten, dachte er stets: „Wie bald werde ich auf Euch, liebe Gönner, herabsehen können!“ Nach einem verstohlenen grüßenden Blick hinter den Ausschank trat er an den Tisch der Honoratioren und setzte sich neben den Wirt, der wieder einmal gegen seinen grimmigsten Widersacher, den radikalen Posthalter, in Harnisch geraten war.

„Das ist also abgemacht, es kommt dazu, daran werden Sie uns nicht hindern, Herr Posthalter!“ sagte der Kantonsrat, der im Eifer des Gefechts Heinrichs Erscheinen gar nicht zu bemerken schien. An der zappligen Art, die Karten zu mischen, konnte jeder sehen, wie sehr ihm trotz dem Lächeln der Oberfläche der Streit innerlich zusetzte. Heinrich waren die versteckten Sticheleien bald langweilig; er überlegte schon, wie er, ohne aufzufallen, seinen Posten am Büfett einnehmen könne. Aber da meinte der Notar mit einem bedeutamen Zwinkern und Händereiben (er hatte die üble Gewohnheit, nach jedem dritten oder vierten Wort einen schneugenden Nasenlaut loszulassen): „Wie wär's denn, pf, wenn wir einmal eine, pf, frische Stimme darüber vernähmen?“

Der Angekommene sah plötzlich aller Augen auf sich gerichtet. Nur der Kantonsrat zuckte die Achseln, als traue er dieser Stimme wenig Urteilskraft zu. Heinrich verstand diesen Gestus und biß auf die Zähne. Hingegen fing der Posthalter sogleich an, auf ihn einzusprechen.

Der Notar winkte mit der Hand. „Silentium, Ihr Herren! Da muß, pf, ordnungsgemäß verfahren werden. Also die Sache verhält sich so: der Herr Kantonsrat, pf, hat die Absicht, die Haldenstein einen Verkehrs-, quasi Verschönerungsverein ins Leben zu rufen. Es sollen a) unten im Ried Anlagen, b) eine bessere Badeanstalt, c) auf der Höhe allerlei Spaziergänge und Ausflugspunkte geschaffen werden. Zuerst soll natürlich einmal, pf, die Gemeinde den Beutel ziehen. Dann käme auch eine Subskription in Betracht. Also mit einem Wort: Haldenstein soll Kurort werden!“

Länger konnten sich aber die zwei Gegner nicht gedulden.

„Das heißt, die Steuerzahler sollen den Herren Wirten das Gewerbe schön pflastern. Nicht übel!“ rief der kleine, böshafte Posthalter, über die Mähen belustigt.

„Ja, meine Herren, was fragen wir denn danach, ob es den Fremden bei uns gefällt oder nicht? Die gehen doch uns Bürger von Haldenstein keinen Pfiffertling an. Wir brauchen keine Anlagen, bewahre! Und das alte Badehaus ist uns auch noch gut genug!“

„Pf,“ sagte der Notar. Wenn es erst so weit war, begann er seine Brille zu putzen. Alles Demagogische ging ihm wider den Strich. Das Spiel stochte. Bereits waren andere Tische aufmerksam geworden. Sogar die zwei Generäle Dufour und Herzog, die über den Parteien an der Wand hingen, schienen dem Disput mit Spannung zu folgen. Der Wirt seinerseits ließ die lächelnde Maske plötzlich fallen: „Ich behaupte, das ist ein kurzsichtiger Standpunkt. Und das ist es!“ sagte er steif und fest. „Wenn alle so dächten, wär' kein Fortschritt möglich in der Welt. Ein fluger Kopf“ (er betonte „flug“ in beleidigender Weise) „muß doch einsehen, daß solche Augenblicksopfer sich mit der Zeit in Goldgruben verwandeln können. Die Fremden bringen Geld ins Land —“

„Und was sonst noch, he? Ja, davon wollen die Herren nichts hören!“ fiel ihm der andere in die Rede.

„Das unverschämte Gebären, das Schimpfen und Nasenrumpfen über alles, was sie hören und sehen! Wie wenn wir uns seit Jahrhunderten nur auf ihren Empfang hätten vor-

Bereiten müssen! Dem sind die Wege zu schlecht, dem zu viele Misthaufen da, dem ist die Luft nicht gut genug, und besonders wir Ansässigen sind ihnen überall ein Dorn im Aug'. Es schwäbelt und pruzelt ihnen hierlandes zu wenig, wir kriir'men uns nicht vor ihnen mit „Gnädige Frau“ und „Herr Baron“. Aber das ist eben der Fluch: Jetzt fängt weiß Gott der Firtlesanz bei uns auch schon an. Die schlauen Geschäftemacher gehen mit schlechtem Beispiel voran, und die anderen folgen langsam nach. Bald muß sich unjereiner im eigenen Ländle schämen, daß er nicht als Herr Von auf die Welt gekommen ist!

„Brav gesprochen, Posthalter!“ applaudierte der Grubmüller am Nachbartisch, denn jener hatte absichtlich seine Stimme erhoben, damit es die Anwesenden alle hören sollten.

Der Wirt stand auf, als sei es unter seiner Würde, die Debatte weiter zu führen und setzte sich zu anderen Gästen. Die treugesinnte Kellnerin fragte den Posthalter sehr spitz, ob sie noch einen „Salben“ bringen dürfe, denn er hatte schon lang vor leerem Glas gelärmt, aber dieser beachtete sie gar nicht, sondern wandte sich nur um so hitziger an den in große Verlegenheit gestürzten Heinrich Anderegg: „Wie war's denn diesen Sommer mit dem alten Bettstein? Das ist so etwas für Büchermacher! Sie werden sich seiner wohl noch erinnern. Er hatte sein Hüttchen da unten im Ried und lebte zufrieden wie ein gemütlicher Einsiedler —“

„Bettler und Landstreicher!“ warf der Kantonsrat ingrimig dazwischen.

„Freilich ja, er nahm auch hin und wieder eine gutgemeinte Gabe an. Warum denn nicht? Er hat manchen alten Rock von mir aufgetragen. Was ist denn dabei? Wir können ja nicht alle als Millionäre enden! Aber er fügte im Jahre noch manches Klasten Holz und vollführte auch sonst noch allerlei Handwerk —“

„Besonders einen Gestank, als wenn er die Pestilenz selber wär!“

„Das ist nun merkwürdigerweis' all die Jahre niemandem weiter aufgefallen. Man ließ den Alten eben auf seine Art selig werden. Aber diesen Sommer, richtig! hatte auf einmal jemand entdeckt, daß der Bettstein keinen ertweislichen Erwerb habe und öffentliches Aergernis erzeuge. Das kam vor den Gemeinderat, und auf „besonderen Wunsch“, wohlgemerkt! wurde der alte Mann mit Gewalt ins Armenhaus geschafft. Ihr Leute, ich war dabei, als der Weißbärtige von zwei Landjägern aus seinem Bett herausgezerrt wurde. Er stand nämlich überhaupt nicht mehr auf, weil er Wind bekommen hatte. Zeitlebens hab' ich nie eine solche Verzweiflung gesehen. „Der Herrgott wird mit denen Gewalthabern auch einmal so verfahren! O Ihr Galunken!“ so schrie er auf dem ganzen Weg. Und wenn's direkt zum Galgen gegangen wär', — ärger hätt' er's nicht machen können!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Kvinstöljungen.

Von Hans Anrud.

(Schluß.)

Je näher sie dem Hvidtskjägstein kamen, desto vorsichtiger wurden sie und desto leiser sprachen sie. Es konnte doch sein, daß sie ziemlich zäh und kräftig waren, diese Neufäterjungen. Wer sollte zuerst vorgehen? Jens meinte, das müßte Per sein, aber Per fand, es wäre richtiger, Peter ginge zuerst, weil er der größte wäre, aber Peter fand gerade, Jens als der kleinste sollte vorgehen, sonst könnten die Neufäterjungen Angst kriegen und ausreißen. Nein, da fand Jens es schon am besten, sie gingen alle auf einmal vor, damit die Neufäterjungen nicht jeden einzeln behauen sollten, denn sie sollten jetzt zuhauen. Ja, das taten sie denn auch.

Jetzt näherten sie sich dem Hvidtskjägstein. Es war wohl das Beste, sie gingen vor der Herde, denn sonst könnten diese Neufäterhallunken sie ihnen wegnehmen und nach dem Säter treiben. Sie machten es so. Jetzt hatten sie nur noch einen Hügel vor sich. Sollten sie nun schreien und auf dem Horn blasen und auf der Ziegenhornpfeife pfeifen? Nein, besser war es wohl, sie gingen still vor und sahen erst, wie viele es waren. Man konnte gar nicht wissen, ob sie nicht Hilfstruppen mit hatten. Sehr wahrscheinlich, daß das Dugend voll war. Sie schlichen auf den Hügel, so still wie möglich, krochen unter Deckung von Büschen vorwärts, so weit, daß sie die kleine Ebene, wo der Hvidtskjägstein lag, übersehen konnten.

Da lag er ganz ruhig im Sonnenschein, — keine Menschenseele war zu sehen.

Die Jungen erhoben sich und sahen einander an. Sie horchten, ob sie nicht in der Ferne einen Laut von ihnen vernähmen. Nein! Endlich sagte Per: Sollte der Trottel, der Lars Sagbaffen, es nicht ausgerichtet haben? Ob sie sich nicht getrauten? Ich glaube eher das letztere, meinte Peter; sie werden wohl von den Kvinstöljungen gehört haben. Ja, nun jodeln wir.

Und Peter setzte mit einem Jodler ein, und Per blies das Horn, und Jens ließ seine schrille Ziegenhornpfeife ertönen, daß es weitbin schallte.

Rüden wir also über die Grenzgel Sie sollen sehen, daß die Kvinstöljungen vor niemand Angst haben und hüten, wo sie wollen. — Ja, das machen wir, bis an ihre Sennhütten heran. Sie lodten ihre Tiere, die springend herankamen, und dann rüdteten sie an der Spitze der Herde vorwärts. Sie jodelten und bliesen und pffiften und schimpften auf die Neufäterjungen, als ob sie so nahe wären, daß sie es hören konnten. So ging es eine lange Zeit fort.

— — Plötzlich blieben sie alle drei mit offenem Munde stehen und lauschten. Es kam ihnen vor, als ob sie einschwaches Jodeln hörten. Peter jodelte vorsichtig zur Antwort. Ja, da ertönte es wieder ganz schwach und gar nicht weit fort. Was hatte das zu bedeuten? Waren es die Neufäterjungen, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatten? Da war es wohl am besten, vorsichtig vorzugehen, aber hin mußten sie und nachsehen, was es war. Sie hieltten auf einmal inne mit jodeln und blasen. — Leise schlichen sie vorwärts. Endlich kamen sie über einen Hügel, und zwischen einigen verkrüppelten Birken hindurch sahen sie auf eine kleine Ebene.

— — Auf einem Stein mitten in der Ebene saß ein Kleiner, hübscher, zerlumpter Junge und blickte nach der Richtung, wo sie waren, und um ihn herum lag wiederläuend eine Herde Ziegen und Schafe.

Es war so schön und still und friedlich hier, daß sie eine Weile liegen blieben und sich nur umsahen.

Endlich sagte Peter: Ob nicht doch noch andere dabei sind, die sich versteckt haben?

Sie spähten lange umher, aber da sie niemanden sahen, beschloffen sie vorzurücken. Es sollte aber mit Kraft geschehen. Sie standen auf, und auf ein Zeichen von Per begann Peter wie verrückt zu jodeln, und Jens trillerte auf seiner Weise so hoch, daß der Ton sprang, und Per selber setzte mit seinem Horn ein, daß es hallte.

Die Tiere rings um den kleinen Jungen sprangen auf, blieben stehen und kloßten, und der Junge sprang vom Stein herunter und blieb stehen.

Sie marschierten vor, Peter schlug ein Rad mitten auf der Ebene, und so näherten sie sich dem kleinen Jungen. Per ging gerade auf ihn los, spuckte in die Hände und sagte: Willst du Prügel haben?

Aber das schien der kleine Junge nicht zu verstehen; er richtete ein paar große Augen auf sie, machte eine tiefe Verneigung mit dem Kopf und sagte ganz friedlich: Guten Tag!

Pers Hände sanken herunter, er blieb mit offenem Munde stehen. Das kam so unerwartet, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, und so brachte er nur ein leises: Guten Tag! Bist du draußen und hütest? heraus.

Ja, — und du auch, sehe ich

Ja.

Es entstand eine lange Pause.

Du bist wohl vom Neufäter?

Ja, das bin ich.

Wie sieht es dort?

Oh, danke gut, kann ich wohl sagen, nur Jarstoll ist recht schlecht auf den Weinen.

Wieder lange Pause.

Er ist wohl nicht mit einer Botschaft von mir bei euch drin gewesen, der Lars Sagbaffen.

Nein, nicht daß ich wüßte.

Nein, er war wohl nicht. Ja, es war auch nichts weiter.

Wieder entstand eine Pause. Schließlich sagte Per:

Ein mächtiger Woch, den du hast.

Ah nein, der ist wohl nichts Besonderes.

Doch, der ist groß, das ist sicher. Ich habe kaum so einen gesehen.

Ein schönes Horn, was du hast.

Ah ja, es ist ganz gut. Hast du keins?

Nein, ich kann mir keins anschaffen.

Haben es die Hirten gut auf dem Neufäter?

O ja, Tonetta, meine Semmerin, ist sehr gut.

Arriegst du manchmal Rahm?

Der kleine Junge machte verwunderte Augen.

Nein, den krieg ich nicht. Aber jetzt muß ich nach meiner Herde sehen, sonst läßt sie mir fort.

Hast du nicht Lust, einmal nach dem Kvinstöl zu kommen?

Doch, Lust hätte ich schon. Dem Tobias sind ein paar Schafe weggekommen, und da darf ich vielleicht mit ihm gehen, um danach zu fragen.

Ja, komm und besuch mich, da sollst du so viel Rahm kriegen, wie du essen kannst. Hast du nicht Lust, mein Horn zu leihen?

Es leuchtete in seinen Augen auf aber er sagte:

Das kannst du doch nicht entbehren?

Ach, paß, du kannst es ja mitbringen, wenn du kommst, um nach den Schafen zu fragen — und er hängte ihm das Horn um den Hals.

Danke schön. Lebwohl! und auf Wiedersehen.  
Gleichfalls.

Und der kleine Junge zog seiner Herde nach und blies auf dem Horn, und sie hörten ihn noch lange, während sie über Stad und Stein davonkamen und ihre Herde suchten, die mittlerweile verschwunden war. An diesem Abend kamen die Rindstößlungen ohne Herde heim, und das ist die größte Schande, die einem Hirten widerfahren kann.

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

### Unsere Winterarbeit.

Es waren schöne Spätherbsttage, die uns der Himmel bis in die Mitte des verfloffenen Monats bescherte, und die manches wieder gut machten, was der kalte Sommer verschuldet hatte. Allsonntäglich zogen Hinz und Kunz und natürlich auch Brieckles mit Tante Köschen, die immer dabei ist, wenn es etwas zu holen gibt, hinaus in die Laubenkolonien und Gartendörfer. Und es gab viel zu holen. Gaben uns auch Tomaten, Kürbisse und Gurken arg erträuscht, so gab es doch Kraut, Kohlrüben und Kartoffeln in schwerer Menge, und am Abend gleichen die überfüllten Bahnwagen „für Reisende mit Traglasten“. Die sonst wohl auch die Aufschrift „dreißig Mann oder sechs Pferde“ tragen, wandernden Gemüseausstellungen. Auch Blumen gab es in Hülle und Fülle, Astern, Dahlien und Gladiolen, bis der unerbittliche Frost auch dieser Herrlichkeit ein Ende machte und Frau Holle ihr weißes Bahrtuch über die geräumte Laubstadt breitete.

Nun herrscht Ruhe draußen; nur ab und zu, in finsternen, stürmischen Nächten, durchziehen „die Phänen des Schlachtfeldes“ die verödeten Kolonien, um Lauben und Geflügelställe zu plündern. Wo nicht die Kolonisten aus ihrer eigenen Mitte einen Sicherheitsdienst organisieren, da ist ihr Eigentum leider den Einbrechern schutzlos preisgegeben.

„Vorgedacht und nachgetan“ lautet der Wahrspruch des alten Brieckles. Wenn der Sturm durch die Straßen pfeift, der Schnee fußhoch liegt oder eisig kalter Regen in Strömen niederprasselt, um das vom Sommer her immer noch durstige Erdreich zu sättigen, dann sitzt er am Sonntagvormittag daheim, aus hartem Holze Gartenzinken zu schnitzen, die Säge zu schärfen, das Gartenmesser (die Spitze) und die Baumzähne zu schleifen, Brutkästen für Laubenschlag und Hühnerstall zu zimmern, auf der Säbnibant Paumpfähle zu spizen und dann zu streichen und so fort. Ach wie bald, sagt Brieckles, ist der Winter vorüber, oft wird's schon anfangs Februar Vorfrühling für den Laubenkolonisten; dann geht's Sonntags wieder hinaus auf die Parzelle, eine Arbeit überstürzt die andere, und wohl dem, der dann vorbedacht und alles vorbereitet hat. Mit dem frischgeschärfen Spaten beginnt er die Arbeit, die hergerichtete Harke greift in die Schollen, Mutter Erde nimmt die erste Saat, Karotten, große Bohnen (Saubohnen), Spinat und Erbsen auf, und bald keimt junges Leben überall. „Wer zuerst da ist, mahlt zuerst“, pflegt Tante Köschen zu sagen, und sie hat recht. Das trifft nicht nur auf die Mühle, sondern auch auf die Parzelle zu. Frühe, andauernde und gute Ernten muß die Lösung sein.

Ich rede lieber von Brieckles als von mir. Aber Brieckles, der nicht nur hackt und hämmert, sondern die Augen offen hält, umschaut, was andere machen, ob und wie sie Erfolge erzielen, kommt oft auch zu mir, um zu sehen und zu hören. Mein vier Morgen großes Grundstück, vordem einem Bogelsdorfer Bauer gehörig, der nichts damit anfangen konnte und es brach liegen ließ, hatte zwar eine gute, von Norden nach Süden leicht abfallende Lage, aber den erbärmlichsten Sand- und Kiesboden in der ganzen Kolonie. Im Oktober 1902 konnte ich im metertief rigolten Boden die ersten Bäume pflanzen, drei Jahre später die Pflanzungen in der Hauptsache beenden. Um hauszuhalten, pflanzte ich nur kleine, aber gesunde zweijährige Bäumchen. Drei Morgen sind in der Hauptsache mit Äpfeln, aber auch mit einigen Vertretern aller übrigen Obstgattungen besetzt. In diesem Jahre, das in der Nacht nur eine mittelmäßige Ernte zeitigte, brachte mir das ehemals erbärmliche Neuland allein 62 Zentner Äpfel, darunter 40 Zentner feinsten Tafel Früchte. Vom Verkauf an Ort und Stelle abgesehen, konnte ich 87 Kisten mit je 25 Kilogramm Nettoinhalt nach Berlin schicken. Äpfel und Birnen im Gewichte von 400—550 Gramm pro Stück waren zentnerweise vorhanden. Als ich, um Luft zu schaffen, die Kämme der Bäume aus einem Quartier herausnehmen mußte, kamen die Kolonisten aus weitem Umkreise, um einige der reich bewurzelten Prachtbäume für ihre Parzellen zu ersiehen. Aber das Geheimnis des Erfolges steckt nicht in den Bäumen, auch nur zum kleinen Teil in der richtigen Sortenwahl, sondern in der Hauptsache in sachgemäßer Bodenbearbeitung, wohlbedachter Düngung und richtiger Behandlung. Als Feind aller Umstandsmeierei bringe ich für meine Kulturen sehr vereinfachte Verfahren in Anwendung, die es mir ermöglichen, unter gelegentlicher Hinzuziehung einer Arbeitsfrau das große Grundstück in meiner knapp bemessenen freien Zeit in stets vorzüglicher Verfassung zu erhalten. Die Bäume und Blumen reden mit mir, ich verstehe ihre Sprache, kenne sie

alle auf das genaueste und weiß, was jedem einzelnen nützt. Das ist das ganze Geheimnis des Erfolges! Und immer, wenn ich zu Brieckles auf die Parzelle komme, um zu sehen und zu raten, kommt es mir mehr und mehr zum Bewußtsein, daß auch er in die Mysterien des Pflanzenlebens eingebrungen ist und wachsende Erfolge erzielt. Ich sagte es schon oben, vorbedacht und nachgetan ist sein Wahlspruch. Im Winter überlegt er, bereitet vor, samletet Pläne, im Frühling geht er dann an die Arbeit. Und die langen, oft endlosen Winterabende verkürzt sich Brieckles mit gutem Lese- stoff; nicht indem er sich an Schauerromane und Söberbibliothek „emporküßt“, sondern indem er gute politische Schriften mit Gartenbüchern wechseln läßt. Von letzteren ist das „Praktische Taschenbuch für Gartenfreunde“, jetzt in neuer, wesentlich erweiterter Auflage erschienen (Preis 3,50 M.), sein Lieblingsbuch, das Fundament seines reichen gärtnerischen Wissens. In diesem Buche sind die Erfahrungen niedergelegt, die mich selbst zum Erfolg geführt haben. Dem angehenden Laubenkolonisten wird vorerst auch die billige Schrift „Der Kleingarten“, Preis 60 Pf., genügen, die gleichfalls jetzt in neuer, erweiterter Auflage (5—8000) herauskam. Beide Bücher sind in der Buchhandlung des „Vorwärts“ vorrätig. Wer in der glücklichen Lage ist, zum Geburtstag oder zu Weihnachten einen Wunschzettel schreiben zu können, der vergesse als Gartenfreund diese Bücher nicht. Ich selbst befinde mich nicht in dieser Lage; ich habe schon frühzeitig die Erfahrung machen müssen, daß der Schenker lange schon gestorben sein muß und nur der Nehmer noch lebt; auch Brieckles geht es ähnlich, denn seine Frau kennt den berühmten „Sparttrumpf“ nur vom Hörensagen. Ich bin schon seit Jahren zu der Praxis übergegangen, jährlich einmal, an meinem Geburtstage, der jetzt wieder bevorsteht, nicht eine Tasse Mliemchen, wie Mat Heinrich in Kiel, sondern eine Tasse wirklichen Kaffee zu trinken, dazu ein tüchtiges Stück Kuchen, aber ohne Sälagahne, zu essen und mich daneben, so gut es gehen will, mit diesem oder jenem selbst zu beschenken. Diesen Selbstbeschenkungen verdankt auch meine Gartenbücherei ihr Dasein.

Doch nun genug für heute; es ist Nacht geworden, das Tintenfaß leer und der Hals trocken. Wie immer beschließe ich den Tag mit einem guten Apfel eigener Ernte aus meiner Vorratskiste. Ich habe mir einen gelben Bellefleur gelangt, einen Prachtst. Bevor ich anbeißt, lege ich ihn erst auf die Briefswage. Die Gewichtsteine, insgesamt 500 Gramm, reichen nicht aus, ihn zu wägen, denn fest und ganz, und nicht wie das alte Eisen der Kieler Werft, sibt er als herrliches Produkt aus vordem kümmerlichem märkischem Sandboden in der Wagschale. Hd.

## Der Typhus und seine Gefahren.

Kann man auch augenblicklich nicht von einer epidemischen Verbreitung des Typhus in Berlin sprechen, so sind doch namentlich in den östlichen Teilen und Vororten Berlins während der letzten Monate bedauerlich viele Typhusfälle vorgekommen, die zum Teil einen tödlichen Verlauf nahmen. Immerhin ist deshalb eine gewisse Vorsicht geboten, wenn man auch nicht überängstlich zu werden braucht. Vor dem Genuß ungereinigten, rohen Wassers, das mit Vorliebe die Typhuserreger zu heherbergen pflegt, sollte man sich immerhin hüten. Denn abgesehen von der direkten Uebertragung des Typhus durch den Darminhalt von einem Menschen auf den anderen, etwa dadurch, daß noch andere Personen das für einen Typhuskranken reservierte Klosett benutzen, wie es leider aus Unwissenheit oder aus Wohnungsmangel noch immer geschieht, spielt das Wasser als Ueberträger der Infektion die bedeutendste Rolle. Man kann alle Keime abtöten, wenn man das Wasser abkocht; denn bei der Siedetemperatur von 100 Grad Celsius wird es auch den lebensfähigen Bazillen zu heiß. Da andererseits das Wasser durch das Kochen zum großen Teil seinen erfrischenden Wohlgeschmack verliert, wird man am besten das Wasser trinken ganz unterlassen, wenn irgend eine Infektionsgefahr vorhanden ist.

Der Unterleibstypus zeigt in seinem Verlauf und hinsichtlich seiner Krankheits Symptome eine ziemlich genaue Gliederung, die bedingt wird durch die Verschiedenartigkeit des anatomischen Verhaltens der erkrankten Darmpartien während der einzelnen Stadien der typhösen Erkrankung. Mit Appetitlosigkeit, Mattigkeit, Kopfschmerzen pflegt die Krankheit einzusetzen und von Fieber begleitet zu sein, das stoffelförmig in die Höhe geht und Temperaturen von 40 Grad Celsius und darüber erreicht. In schweren Fällen kommt es zu völliger Benommenheit des Erkrankten, der in Fieberphantasien deliriert. Der Krankheitsprozeß pflegt bis zur Fieberhöhe etwa eine Woche zu dauern, alsdann bleibt das Fieber ungefähr eine Woche auf der Höhe von 40 Grad Celsius mit nur geringen Rückgängen am Morgen. In dieser Zeit, also der Periode des hohen und andauernden Fiebers, bilden sich im Darm, namentlich im unteren Teile des Dünndarmes, nach der Grenze zum Dickdarm hin die bekannten, herkömmlichen typhösen Geschwüre, die die betroffenen Stellen der Darmwand defekt machen und Fünfmillimetergröße und Dimensionen darüber hinaus erreichen können. Während dieser Zeit hat der Kranke die sogenannten „erböbreiartigen“ Stühle. Die Geschwüre werden durch die massenhafteste Ansiedelung der Typhusbazillen an einzelnen Stellen des Darmes hervorgerufen. Die betroffenen Teile sterben infolge der Giftwirkung ab und überkleiden sich im Laufe der

Zeit mit einem Schorf, der später abgestoßen wird. Dies erfolgt zumeist in der dritten Woche, die für den Kranken die höchste Gefahr bringt. Dadurch nämlich daß größere Blutgefäße von den typhösen Geschwüren angefrissen werden, kann es zu Darmblutungen kommen, die eventuell sehr lange dauern können und dann den Tod des schon ohnehin geschwächten Patienten herbeizuführen vermögen. Eine andere sehr große Gefahr während der Periode der Schorfabstoßung besteht darin, daß die Geschwüre bis auf die andere Seite des Darms durchbrechen und auf diese Weise ein oder mehrere Löcher im Darm machen können, durch deren Deffnung sich Darminhalt in die freie Bauchhöhle ergießt. Dann entsteht eine schwere Bauchfellentzündung, der die Betreffenden sehr bald erliegen. Ist es zu diesen unheilvollen Komplikationen nicht gekommen, also weder zu profusen Darmblutungen noch zu einer Bauchfellentzündung, so pflegt der weitere Verlauf der Krankheit ein günstiger zu sein. Meist von der vierten Woche an fällt das Fieber sehr schnell, der Appetit stellt sich wieder ein und die übrigen Erkrankungssymptome verschwinden.

Leider ist es bisher nicht möglich gewesen, mit Serum oder Arzneimitteln wesentlichen Einfluß auf den Verlauf des Typhus zu gewinnen. Es hängt darum von der Konstitution des Erkrankten, seiner Gesundheit und Widerstandsfähigkeit im allgemeinen und seinem persönlichen Glück ab, ob er die Krankheit, die immerhin zu den schwersten Infektionen gehört, übersteht. Komplikationen pflegen meist von verderblichem Einfluß zu sein. Bei manchen Personen gestaltet sich der Typhus von vornherein schwerer, bei anderen leichter. Bei schwangeren Frauen tritt mit großer Regelmäßigkeit Abort, also unbedachtigte Frucht ein; bei Kindern verläuft er meist günstig, während die höheren Altersstufen, zumal wenn Fettleibigkeit oder organische Krankheiten, wie etwa Herzfehler, Asthma usw. vorhanden sind, schwerer von der Erkrankung getroffen werden! Da es ein spezifisches Heilmittel für den Typhus, also ein die Typhusbazillen zum Absterben bringendes Mittel bisher nicht gibt, werden die einzelnen Krankheitssymptome, Fieber, Benommenheit usw., behandelt. Die Kost kann natürlich keine feste sein, da die Darmschleimhaut aufs höchste gereizt und überempfindlich geworden ist. Die Nahrung besteht deshalb ausschließlich in flüssigen, dünnen Speisen und wird überhaupt nur in beschränktem Maße gereicht, so daß man von einer typischen Typhushungerkur spricht. Auch der Ausdruck, jemand leidet am „Hungertyphus“, was irgen soll, er ist dem Verhungern nahe, findet seine unpraktische Begründung in dieser Behandlungsweise des Typhus. Von großer sozialer Wichtigkeit ist die Isolierung des Erkrankten, am besten natürlich seine Behandlung in einem Krankenhause, zumal der Typhus der Anzeigepflicht unterliegt. Die genaue Befolgung dieser Vorschriften ist deshalb von Bedeutung, weil durch den Darminhalt des Typhösen außerordentlich leicht eine Übertragung auf andere in der Nähe befindliche Personen stattfindet, zumal wenn sie das gleiche Klosett wie der Erkrankte benutzen. Der Eventualität der Ansteckung wird also am besten vorgebeugt durch die streng geregelte Behandlung im Krankenhause. In den meisten Fällen dauert die Krankheit 5—6 Wochen, ohne daß eine spezifische Typhuskur eingeleitet werden könnte. Wenn auch der Erreger der bösartigen Infektionskrankheit, der von Eberth gefundene Typhusbazillus, gut bekannt ist, so besitzen wir doch kein Serum, das in ähnlicher Weise wie etwa das Vehringsche Diphterieerum insonde ist, die Bazillen zum Absterben zu bringen und ihren schädlichen Einfluß auf die Körperkonstitution zu vernichten. Erst wenn das Fieber vollständig geschwunden ist, darf man von einer Genesung sprechen und dem Konvaleszenten alsdann wieder leichte Speisen in fester Form geben. Vorsichtig muß man in deren Darbietung immerhin sein, weil der meist an vielen Stellen geschädigte Darm noch sehr empfindlich zu sein pflegt. Die eigentliche Heilung der Krankheit besorgt also die Natur, deren Wege in diesem Falle kaum von der Hand des Menschen wesentlich bestimmt werden können. Darum der geringe Einfluß, den unsere Medikamente und die ärztliche Kunst auf den Verlauf der Krankheit auszuüben vermögen. Hoffentlich wird es der Forschung künftiger Zeiten gelingen, auch für diese bösartige Infektionskrankheit wirksame Bekämpfungsmittel zu finden, die uns insdane setzen, mit mehr Optimismus einer Typhuserkrankung entgegenzusehen, als es heute geschieht. Freilich die Mehrheit der Fälle endet auch heute durch Naturheilung glücklich, wenn nicht besondere Komplikationen hinzutreten.

W.

## Kleines feuilleton.

### Kunst.

Alfred Rethel. Am 1. Dezember 1850 erlöste der Tod einen großen Künstler vom Leben, dem er seit sieben Jahren schon eigentlich nicht mehr angehöret hatte: Alfred Rethel. Nicht wie ein Tröster und Freund trat der Knochenmann, dessen westbiefendes, welterlösendes Wirken er so tiefempfunden geschildert, zu dem geisteskranken Manne. Der Verlust, den die deutsche Kunst mit Rethels frühem Zusammenbrechen erlitt, war noch weit größer, als

seine Zeitgenossen ahnten. Mit ihm ist nicht nur der größte Meister der Historienmalerei im 19. Jahrhundert dahingefunten, sondern wohl überhaupt die genialste monumentale Begabung, die seit der Zeit Dürers und Grünewalds in deutschen Landen erstanden ist. Seinen bedeutendsten Werken, den grandiosen Fresken des Nacherer Rathhauses, der düster dämonischen Vision seines Totentanzes, der Shakespearischen Lebenskraft seines Hannibalszuges haben wir in der neueren Kunst nichts an die Seite zu legen. Ueberraschend schnell entfaltete sich sein Talent, aber dem reifen Meister war es schwer, sich durchzuringen; seinerzeit erschien, was er schuf, unheimlich in seiner riesigen übermenschlichen Startheit. Alfred Rethel wurde am 15. Mai 1816 in Nachen geboren; die Vaterstadt hat ihrem größten Sohne das Leben durch unverständigen Widerspruch arg verleidet; heute sind seine Fresken ihr höchster Schmutz. Mit sieben Jahren schon zeigte er eine fabelhafte Geschicklichkeit im Zeichnen, wußte einmal gezeichnete Szenen in kräftiger Bleistiftskizze festzuhalten; als 12jähriger Junge schilderte er zwei durchgegangene Oebien in einer Lebendigkeit, die uns in Staunen versetzt. Mit 18 Jahren kam er auf die Düsseldorf Akademie und galt hier als Wunderknabe, so rasch und mühelos wußte er sich ein großes technisches Können anzueignen. Da die Familie durch ein großes Brandunglück in ärnliche Verhältnisse gekommen war, war der zarte, schwächliche Jüngling früh gezwungen, für die Seineren zu sorgen. Eine Schule hatte er nie besucht, denn als Kind war er von einem Wagen überfahren und schwer verletzt worden. Der Sechzehnjährige stellte einen Bonifazius aus, dessen ernsthaft gewaltige Kraft alle anderen historischen Bilder des Düsseldorfere Kreises überragte. Auch in den Illustrationen, die er als Broterwerb für Sagen- und Geschichtsbücher entwarf, verlegnet sich diese Großheit und Festigkeit der Anschauung nirgend. Die Bedeutung dieser Arbeiten lag hauptsächlich in ihrer zeichnerischen Eigenart, das eigentliche malerische Können wack man Rethel lange Zeit ab. Doch sind von ihm Farbenkizzen bekannt geworden, die auch ein erstaunliches koloristisches Können anzeigen, dem nur die rechte Pflege und Ausbildung fehlte. Ebenso ist auch die malerische Haltung seiner Nacherer Fresken imponierend und farblich wirkungsvoll, insbesondere wenn man sie neben den süßlich bunten Fortsetzungen seines Schülers Lehren sieht. In diesem Auftrag, den Krönungssaal des Nacherer Rathhauses mit Fresken aus der Geschichte Karls des Großen auszumalen, sah Rethel mit Recht die große Aufgabe, deren er bedurfte. Aber erst nach sechs Jahren, in denen er in Ungewissheit blieb und sich mit widrigen Verhältnissen herumschlagen mußte, konnte er die Ausführung beginnen. Der frohe, heitere Jüngling wurde dadurch mit einer tiefen Verbitterung gegen Kunstkritik und Publikum erfüllt; die inbrünstige Verehrung, mit der er an der Kunst hing, steigerte sich zur Ekstase, und als auch noch Herzensirungen, eine zunächst unglückliche Liebe hinzutraten, vergrub er sich ganz in seine Kunst. Aber gerade diese übermenschliche Anstrengung verlor seine Körper- und Geisteskräfte. Ihm war noch das Glück beschieden, die Geliebte glücklich heimzuführen; aber auf der Hochzeitsreise brach der Wahnsinn aus und vernichtete jäh sein Hoffen, als er selbst die glücklichsten Erwartungen für künftige Werke und künftigen Frieden hegte.

### Naturwissenschaftliches.

Eine neue meereskundliche Forschungsreise, die wichtige Ergebnisse verspricht und außerdem ein erfreuliches Beispiel für ein internationales Zusammenwirken zu wissenschaftlichen Zwecken darstellt, wird im nächsten Jahre im östlichen Teil des Nordatlantischen Ozeans vor sich gehen. Als Fahrzeug hat der König von Norwegen den Regierungsdampfer „Michael Sars“ zu kostenloser Verfügung gestellt. Der Plan zu der Reise aber und ebenso die Bewilligung aller weiteren Kosten geht von dem englischen Gelehrten John Murray aus, dem berühmten Naturforscher der großen Challenger-Expedition. Es ist erst unlängst von Seiten der Wissenschaft darüber Klage geführt worden, daß der Atlantische Ozean auch in seiner nördlichen Hälfte, ohgleich er weitaus der meist befahrene Teil des offenen Weltmeeres ist, in einer gründlichen Durchforschung nach den Anforderungen, wie sie die Meereskunde erst in neuer Zeit entwickelt hat, weit zurückgeblieben ist. Dieser Umstand dürfte zunächst für den neuen Plan maßgebend gewesen sein. Außerdem besteht der Hauptzweck der Expedition darin, neue Apparate und Methoden der Meeresforschung, die erst während der letzten Jahre erdacht und entwickelt worden sind, auf Meeresstelle größerer Tiefe anzuwenden. Es wird namentlich angenommen, daß in tiefem Wasser der Gebrauch weit größerer Netze als sie bisher verwandt wurden, zu vorteilhaften Ergebnissen führen werden und man erwartet daher schon von diesem ersten Versuch zoologische Entdeckungen von großer Bedeutung. Ferner kommt die Benutzung neuer Verfahren von höchster Genauigkeit für die Messung der Temperatur und des Salzgehaltes des Seewassers in Betracht. Dadurch sollen die Messungen früherer Expeditionen, denen man nach den Erfahrungen mit den neuesten Apparaten einiges Mißtrauen entgegenbringt, nachgeprüft werden. Man will also nicht nur ganz neue Beobachtungen gewinnen, sondern auch die früheren auf ihre Vertrauenswürdigkeit prüfen. Endlich soll ein neuer von Esmann erfundener Apparat zur Messung von Meeresströmungen erprobt werden, der zum erstenmal die Möglichkeit geben wird, unmittelbare Messungen an tiefen Strömungen vorzunehmen.